



Hauptverantwortlich für einen Genozid, der Zehntausende das Leben kostete: Lothar von Trotha, Oberbefehlshaber und Gouverneur der deutschen Kolonie im heutigen Namibia.

DER ERSTE VÖLKERMORD DES 20. JAHRHUNDERTS

Wohin führt ein Krieg, den man begonnen hat, aber nicht beenden kann?

Der Feldzug gegen die aufständischen OvaHerero, 1904 im damaligen Deutsch-Südwestafrika geführt, zeigt es.

Von Matthias Häussler und Andreas Eckl

Am 11. Juni 1904 erreichte Lothar von Trotha die afrikanische Küste. Fast drei Wochen hatte die Fahrt gedauert, aber das allein war nicht der Grund der Ungeduld, mit welcher der General der Ankunft entgegengesehen hatte. Er war der neue Oberbefehlshaber in Deutsch-Südwestafrika, und Kaiser Wilhelm II. hatte ihn persönlich darauf eingeschworen, den Aufstand in der Kolonie «mit allen Mitteln» niederzuschlagen. Im Januar hatten sich die OvaHerero, eine Bantu sprechende Volksgruppe des heutigen Zentralnamibia, gegen die Kolonialmacht erhoben.

Mit eigenen Messungen hatte Trotha versucht, den Zeitpunkt seiner Ankunft zu errechnen, und sich immer wieder über Kurswechsel und zu geringe Laufleistungen des Schiffs beklagt. Umso grösser war seine Enttäuschung, als endlich Land in Sicht kam: «Starrende Öde, tote Natur, schrecklich», schrieb er in sein Tagebuch. Doch es kam noch schlimmer. Die Kolonie hatte keine Hafenanlagen, zum Landen stand nur eine Mole bereit, und die fiel aus. Stunden vergingen, bis ein kleines Boot Trotha an Land brachte, und weitere Tage, bis sein Gepäck folgte. Mit nichts als dem, was er am Leib trug, bestritt er seinen Dienstantritt – für einen eitlen Herrn, der mit einem Dutzend Koffer reiste, eine Zumutung.

Was Lothar von Trotha nicht ahnte: Seine ganze, bis Ende 1905 währende Dienstzeit sollte nicht glücklicher verlaufen. Verheerende Folgen hatten die Rückschläge und Enttäuschungen seiner Mission vor allem für die Afrikaner, die sich ihm in den Weg stellten, zunächst für die OvaHerero, ab Oktober 1904 dann auch für die ebenfalls kriegführenden Gruppen der Nama. Und natürlich wusste Trotha auch nichts davon, dass er dereinst als Kriegsverbrecher gelten würde: Im Mai 2021 anerkannte die Bundesrepublik das Vorgehen des Militärs in Deutsch-Südwestafrika, dem heutigen Namibia, als Völkermord.

Von einem Genozid ist schon die Rede, seit sich die Forschung für die deutsche Kolonialgeschichte interessiert. Und doch ist noch manches über die Gründe im Dunkeln, die zu diesem ersten Völkermord des 20. Jahrhunderts führten. Warum eskalierte der Feldzug gegen die OvaHerero? Wie wurde die Schwelle zur Ausrottung

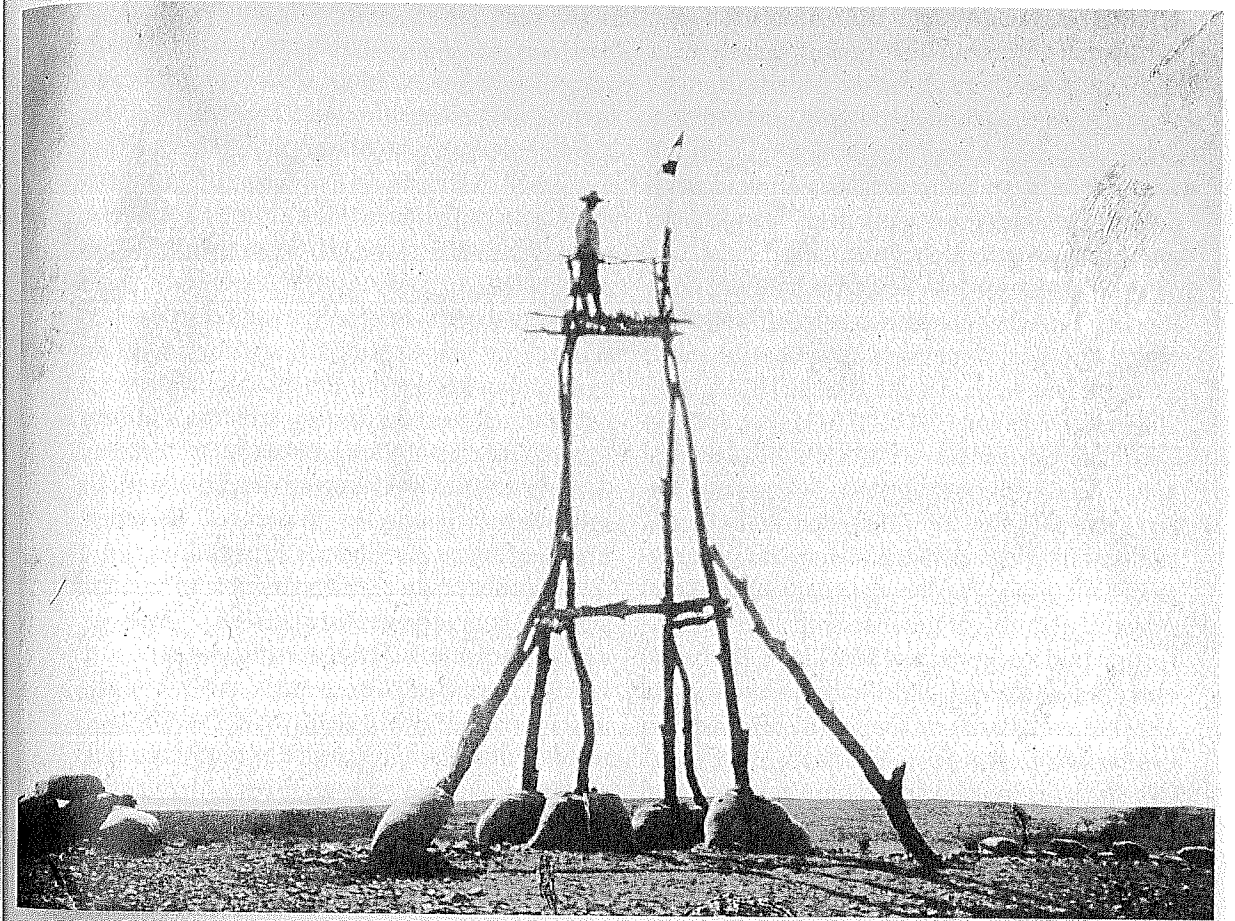
überschritten? Der Nachlass Lothar von Trothas gibt darüber Aufschluss. Die heutigen Vertreter seiner Familie haben sich mit Alfons Maharero, Chief der OvaHerero, versöhnt, und sie haben der Forschung das Tagebuch und nun den gesamten Nachlass Trothas zur Verfügung gestellt; seine Auswertung obliegt den Autoren dieses Beitrags.

Der Feldzug gegen die OvaHerero war auch der erste *deutsche* Völkermord des 20. Jahrhunderts. Dass in der Kolonie gnadenlose Kriege geführt und die Überlebenden in Konzentrationslager eingepfercht wurden, wirft die Frage auf, ob es eine Kontinuität von der Kolonie zur NS-Diktatur gab. Demnach hätte der deutsche Weg in den Holocaust 1904 angefangen.

Der europäische Rassismus ist eine Ideologie, die in der Neuzeit entwickelt wurde, im Zug der kolonialen Expansion. Sie rechtfertigte Ausbeutung und Gewalt in Übersee, und sie erlangte in der Zeit um 1900 durch Werke wie Houston Stewart Chamberlains *Grundlagen des 19. Jahrhunderts*, die nicht zuletzt Adolf Hitler beeindruckten, gar pseudowissenschaftlichen Rang. Dieser Rassismus war auch Teil der kolonialen Ordnung in Deutsch-Südwestafrika. Doch lässt sich darum annehmen, dass dem Völkermord an den OvaHerero ein Vernichtungsrassismus wie dem Holocaust zugrunde lag?

Tatsächlich führt keine gerade Linie vom Rassismus zur Ausrottung afrikanischer Gruppen. Der Weg in diese Eskalation war gewunden und von unerwarteten Wendungen bestimmt. Es ging dem Deutschen Reich vor allem um die Beherrschung und die Ausbeutung der Afrikaner, weniger um ihre Vernichtung. Allerdings war die Kolonialmacht im Zweifelsfall bereit, diesen Herrschaftsanspruch mit schlimmsten Mitteln zu verteidigen: Wo Gewalt nichts half, reagierte sie mit mehr Gewalt. Diese Dynamik bestimmte auch den Feldzug gegen die OvaHerero.

Deutsch-Südwestafrika war nicht nur die erste deutsche Kolonie, sondern zugleich die einzige, die aufgrund ihres subtropischen Klimas für eine europäische Besiedlung infrage kam. Das machte ihre Bedeutung aus, denn die kolonial interessierten Kreise Deutschlands hofften, damit die Emigration steuern zu können. Wie



«Observationspunkt Huns»: Eine der Aufnahmen, die Lothar von Trotha während seiner Zeit in der Kolonie 1904/1905 machte und danach zu einem Album zusammenstellte. Ein Exemplar ist heute im Besitz unseres Autors Andreas Eckl. Es zeigt den Krieg, als wäre er eine Abenteuerreise; von den Opfern gibt es keine Bilder. Auch die folgenden Fotos stammen aus dem Album.

der Historiker Horst Gründer gezeigt hat, wollte man die stetig abgehenden Auswanderungsströme, vor allem jene nach Amerika, dem «Volk» dadurch erhalten, dass man sie in ein neues, eigenes Territorium umleitete. 1883 hatte der Kaufmannsgehilfe Heinrich Vogelsang im Auftrag des Bremer Kaufmanns Adolf Lüderitz die ersten Landstriche entlang der afrikanischen Atlantikküste erworben. Als Reichskanzler Otto von Bismarck diese Gebiete im Jahr darauf unter den Schutz des Deutschen Reichs stellte, war die erste deutsche Kolonie geboren. Durch weitere Erwerbungen und «Schutzverträge» mit einheimischen Führern wurde die Basis der deutschen «Schutzherrschaft» gelegt; in den folgenden Jahren wurde sie ausgeweitet und konsolidiert.

Von einer militärischen Eroberung der Kolonie war zunächst abgesehen worden, wohl vor allem aus Kostengründen. Stattdessen setzte Theodor Leutwein, der die Geschicke Deutsch-Südwestafrikas von 1894 bis 1904 lenkte, auf eine indirekte Herrschaft: Er stützte sich auf die Macht der Chiefs, der indigenen politischen Führer. Diese behielten Teile ihrer Souveränität und stellten dafür Arbeitskräfte oder Krieger. Leutwein nannte das «Friedenspolitik», doch die Kolonisierung führte zu gesellschaftlichen Verwerfungen und kriegerischen Konflikten, die brutal ausgetragen wurden. «Friedenspolitik» hiess vor allem, dass von der systematischen Eroberung des Territoriums abgesehen wurde.

Frühere Kriege in der Kolonie hatten sich an den Rändern der deutschen Einflussphäre abgespielt und waren lokal begrenzt geblieben. Anders der Krieg, der am 11. Januar 1904 ausbrach. Die ersten Aufstände gab es in Okahandja, einer kleinen Ortschaft im Herzen Namibias, wo Chief Samuel Maharero, Oberhaupt der OvaHerero, seinen Sitz hatte. Von dort breiteten sie sich innert Wochen auf das gesamte Gebiet der OvaHerero aus. Siedlungen und Farmen wurden überfallen, über hundert Europäer getötet, wobei die Angreifer Frauen und Kinder schonten. Die meisten der 4700 Siedler und Funktionäre konnten sich in Festungen retten, wo sie den Angriffen standhielten. Aus Deutschland entsandte Truppen fanden denn auch eine so gut wie intakte Infrastruktur

vor. Das ermöglichte es der militärischen Führung, bald die Initiative zu ergreifen.

Doch was war zu tun? Theodor Leutwein, der Oberbefehlshaber in der Kolonie, warb für Mässigung. Er wusste um den Landhunger und die Ruchlosigkeit der Siedler, die Parteilichkeit der Justiz und die Tatenlosigkeit des Kolonialstaats. Und er wusste, dass man damit jene Krisenstimmung unter den OvaHerero heraufbeschworen hatte, die sich in Gewalt entladen hatte. Im Deutschen Reich interessierten derlei Details jedoch nicht: Das Aufbegehren der OvaHerero galt als Rebellion gegen die gottgewollte Ordnung. Und mit Rebellen konnte ein Friedensschluss «nur in ihrer bedingungslosen Unterwerfung bestehen», wie es der Chef des Grossen Generalstabs, Alfred von Schlieffen, formulierte. Damit stand auch Leutweins indirekte Herrschaft auf dem Spiel: Es sei «mit der halben politischen Selbständigkeit, in der man bisher die Eingeborenen gelassen hat, nunmehr aufzuräumen», erklärte der Direktor der Kolonialabteilung, Oskar Stübel, vor dem Parlament. Die OvaHerero sollten aufhören, als selbständige politische Akteure zu bestehen, und hierfür war ein totaler Sieg vonnöten.

Theodor Leutwein dagegen warnte unablässig vor allzu radikalen Kriegszielen. Er hatte die Kriegsakademie in Berlin besucht, die einer kleinen Elite jüngerer Offiziere vorbehalten war, und anschliessend Taktik gelehrt. Er war also bestens mit der europäischen Kriegsführung vertraut, als er in den Kolonialdienst wechselte – hier lernte er schnell, dass sich selbst das bewährteste militärische Vorgehen nicht ohne weiteres auf koloniale Schauplätze übertragen liess.

Als Industrienation und Grossmacht war das Deutsche Reich seinen kolonialen Opponenten strategisch deutlich überlegen – aber es war nicht leicht, diese Überlegenheit in rasche Siege umzumünzen. Mann und Material mussten übers Meer und ins Landesinnere befördert werden, wobei ein Wüstengürtel von bis zu 150 Kilometern Breite zu überwinden war. In der Kolonie waren die Ressourcen so zu verteilen, dass sie effektiv eingesetzt werden konnten. Und schliesslich war der Gegner, bevor man ihn schlagen konnte, erst noch aufzuspüren. Tatsächlich zo-

gen die Gruppen, denen sich das Deutsche Reich gegenüber sah, geschlossen durchs Land und ernährten sich daraus. Als nomadisierende Viehhalter waren sie mobil und beherrschten Techniken des Jagens und Sammels, die sie im Unterschied zu den Kolonialtruppen einigermaßen autark machten. Entsprechend schwer waren sie zu fassen. Wie schwer, das erfuhr Lothar von Trotha, als er Leutweins Nachfolge antrat.

Kolonialkriege waren in aller Regel kleine oder asymmetrische Konflikte; das stellte der britische Offizier Charles Callwell schon 1896 fest, in seinem militärhistorischen Buch *Small Wars*. Im Unterschied zu grossen, symmetrischen Kriegen standen sich in den Kolonien keine gleichartigen Gegner gegenüber. Die Armeen der europäischen Mächte, vor allem für grosse Schlachten ausgebildet und gerüstet, hatten es mit Kriegern zu tun, die vor allem dann erfolgreich waren, wenn sie Schlachten aus dem Weg gingen. Leutwein wusste nur zu gut, dass unter diesen Bedingungen entscheidende Siege kaum möglich waren. Während Berlin auf einen ebenso raschen wie umfassenden militärischen Erfolg pochte, plädierte er dafür, den Gegner allmählich müde zu machen und so für einen Verhandlungsfrieden zu gewinnen.

In Berlin hielt man Theodor Leutwein für einen Zauderer. Im Februar 1904 entzog ihm der Grosse Generalstab die Leitung der Operationen und untersagte alle Verhandlungen. Im März und im April kam es nordöstlich von Okahandja zu grösseren Gefechten. Leutwein erzielte ein Patt, was einem strategischen Erfolg gleichkam, denn die Zeit lief gegen die OvaHerero: Sie konnten ihre Verluste an Mann und Material nicht mehr kompensieren, während die deutschen Truppen stetig verstärkt wurden. Für Berlin aber war das zu wenig: Leutwein war den totalen Sieg schuldig geblieben und wurde als Kommandeur abgelöst – auf Wunsch des Kaisers durch Lothar von Trotha.

Was hatte Trotha Leutwein voraus? Militärisch war er geringer qualifiziert, denn er hatte nie die Kriegsakademie besucht. Als Spross einer uradeligen Familie mit Beziehungen zum preussischen Königshaus sowie einer langen Linie von

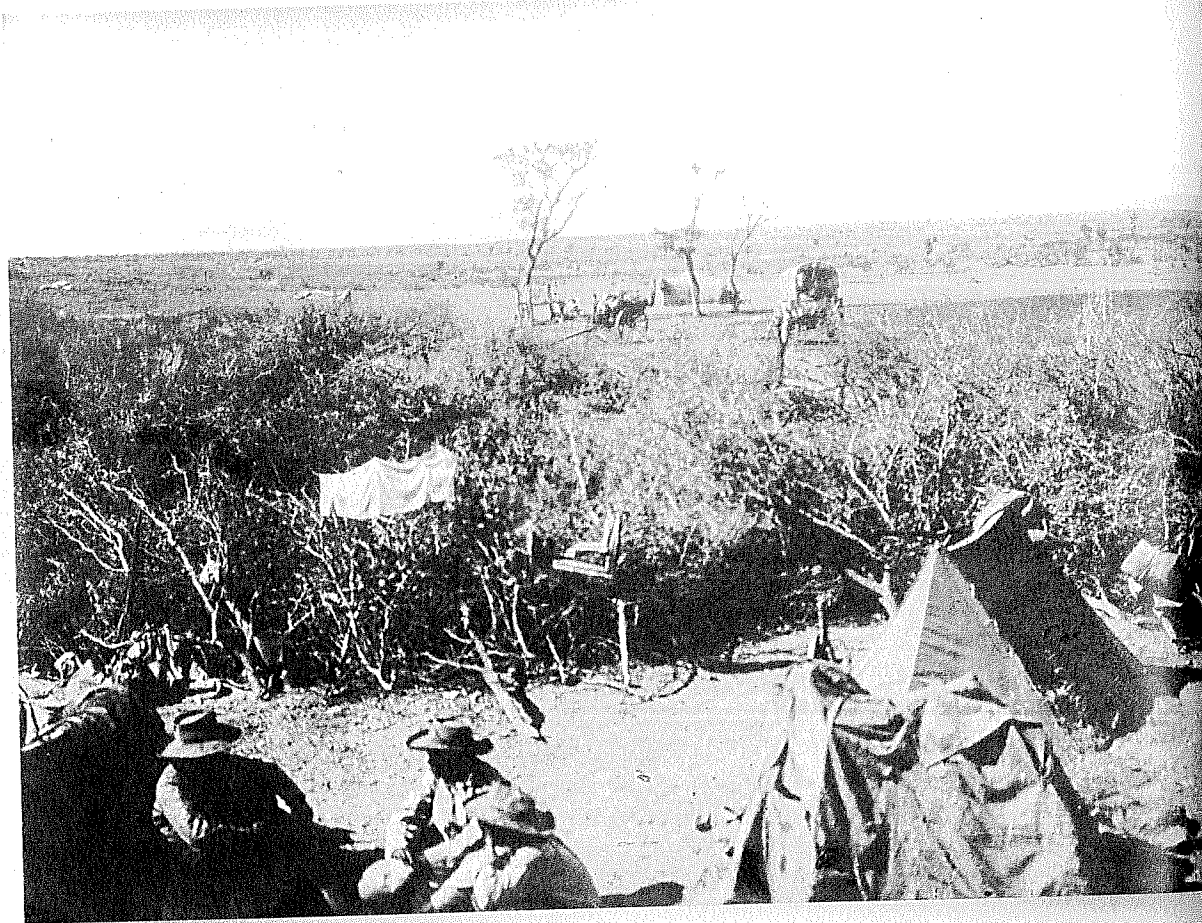
Berufsoffizieren besass er aber vor allem das, was sich mit dem Soziologen Pierre Bourdieu als «soziales Kapital» bezeichnen lässt: den Stallgeruch des Establishments. Zudem hatte er Erfahrungen im Kolonialdienst vorzuweisen: Von 1894 bis 1897 war er Kommandeur der Kolonie Deutsch-Ostafrika gewesen; 1900 bis 1901 hatte er eine Brigade befehligt, die den «Boxeraufstand» niederschlagen half, mit dem sich die Chinesen gegen den Einfluss imperialer Mächte wehren wollten. Mindestens so wichtig aber war, dass Trotha immer wieder ins Reich zurückgekehrt war und seine Karriere in der regulären Armee, von der die Kolonialtruppen organisatorisch geschieden waren, fortgesetzt hatte.

In Deutsch-Südwestafrika war die Kriegsführung, wie es den Berliner Spitzen schien, vor allem aus einem Grund misslungen: Sie hatte sich unter der Ägide der «alten Afrikaner», wie einge-

Man hatte es mit Gegnern zu tun, die erfolgreich waren, wenn sie Schlachten aus dem Weg gingen.

sessene Militärs vom Schlag Leutweins genannt wurden, allzu weit von den bewährten militärischen Routinen entfernt. In diese Kerbe schlug auch Trotha. Was er den «alten Afrikanern» vorwarf, notierte er am 21. Juli 1904 in sein Tagebuch: «Vieh klauen oder einzelne Leute totschiessen, das ist ihre Aufgabe, aber keine ernsthafte Kriegsführung.» Trotha schien zu garantieren, dass nun endlich ernsthaft Krieg geführt würde.

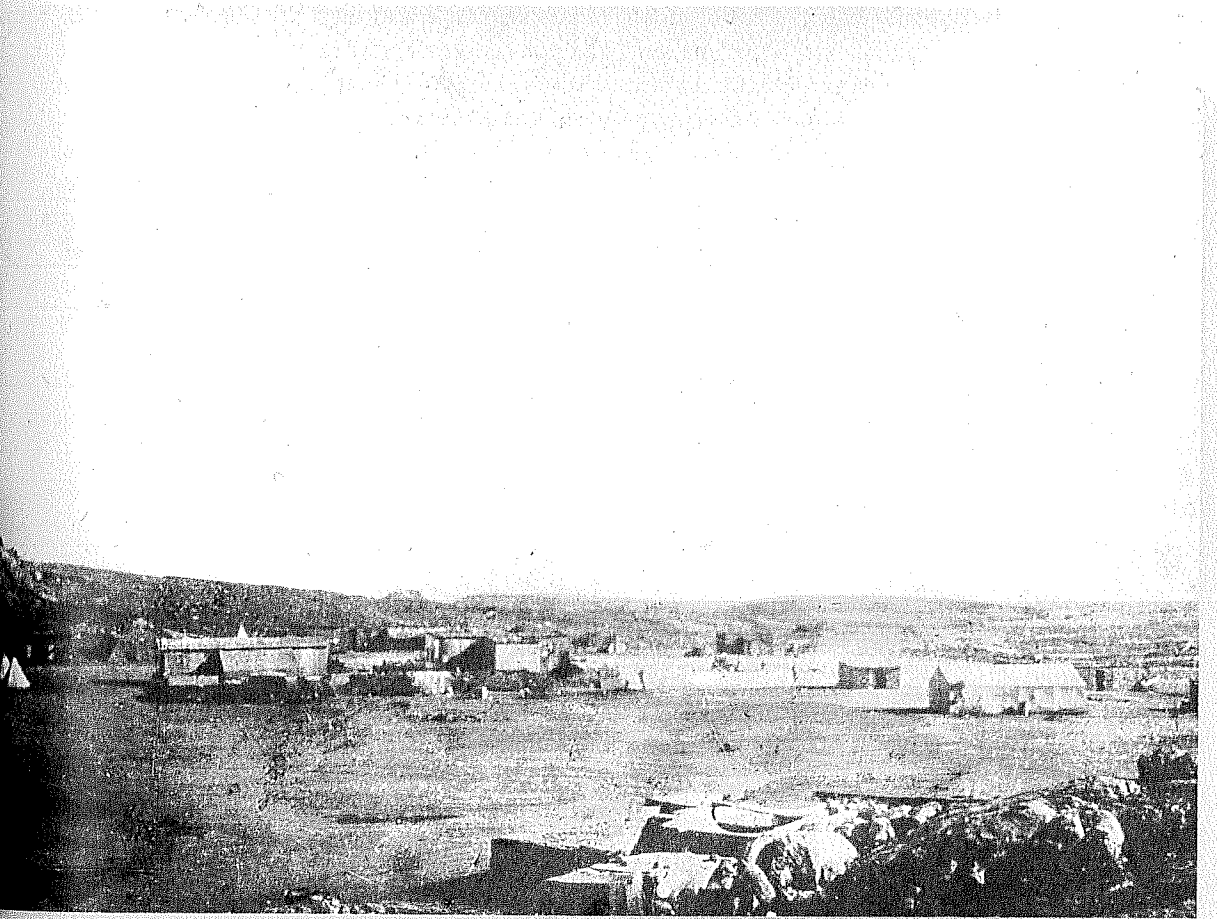
Indirekte Herrschaft und begrenzte Kriegsführung waren unter Theodor Leutwein Hand in Hand gegangen. Weil er sich auf die Macht der Chiefs stützte, war er auf Vertrauensverhältnisse angewiesen. Wie der Historiker Helmut Bley gezeigt hat, liess Leutwein eher eine Gelegenheit verstreichen, seine Macht auszuweiten, als dass er durch Willkür oder exzessive Gewalt die fragile Statik der Herrschaft gefährdet hätte. Nun galt das «System Leutwein» nach Kriegsbeginn



«Eingeborenenlager Huns». Auf der Seite der «Kaiserlichen Schutztruppe für Deutsch-Südwestafrika» zogen auch drei Kontingente einheimischer Soldaten in den Krieg.



«Das Hauptquartier nach dem Essen»: Höhere Offiziere aus Trothas Stab. Je länger der Feldzug dauerte, desto deutlicher wurden die Einwände gegen seinen unbedingten Willen zum totalen Sieg.



«Marsch nach Lüderitzbucht». Die Deutschen nannten den Ort nach dem Kaufmann Adolf Lüderitz, der 1883 die ersten Landstriche an der afrikanischen Atlantikküste in Besitz genommen hatte.

aber als endgültig gescheitert. Die OvaHerero hatten – das liess sich sagen – nur darum aufbegehren können, weil ihnen die Regierung die nötigen Waffen und Machtmittel belassen hatte. Umso energischer drängten Berlin und Trotha darauf, die Herrschaft zu monopolisieren und alle Machtfaktoren neben der Regierung auszuschalten. Solche Monopolisierungsprozesse führen in aller Regel über den blutigen Beweis überlegener Gewaltfähigkeit, wie der Soziologe (und Familienangehörige) Trutz von Trotha darlegt. Bedeutete das automatisch die Hinwendung zum Ausrottungsfeldzug, wie es heute oft angenommen wird?

Lothar von Trothas Tagebuch scheint die Annahme zu bestätigen, denn es ist reich an Sätzen wie diesem: «Jede andere Idee, hier Ruhe zu stiften, anders als mit Strömen von Blut, ist falsch» (16. Juli 1904). Aber für damalige Verhältnisse war das nicht absonderlich; indigene Rebellen galten nicht als ebenbürtige Kriegsparteien. Was Trothas Feldzug zum Ausrottungskrieg machte, ergab sich erst aus dessen fataler Entwicklung.

Auch in den verschärften Kriegsplänen, die in Berlin entworfen wurden, war von Ausrottung nicht die Rede. Um den Gegner unter die deutsche Herrschaft zu zwingen, war sein militärischer Widerstand vollständig zu brechen. Und das gelang aus Sicht der preussisch-deutschen Militärs am ehesten durch «konzentrische Operationen»: Mehrere Abteilungen sollten zugleich aus verschiedenen Richtungen gegen die Masse des Gegners vorrücken, sie durch Umklammerung am Ausweichen hindern und so eine Entscheidung erzwingen. War der Gegner einmal auf diese Weise wehrlos gemacht, dann liess sich ihm jede Friedensordnung auferlegen.

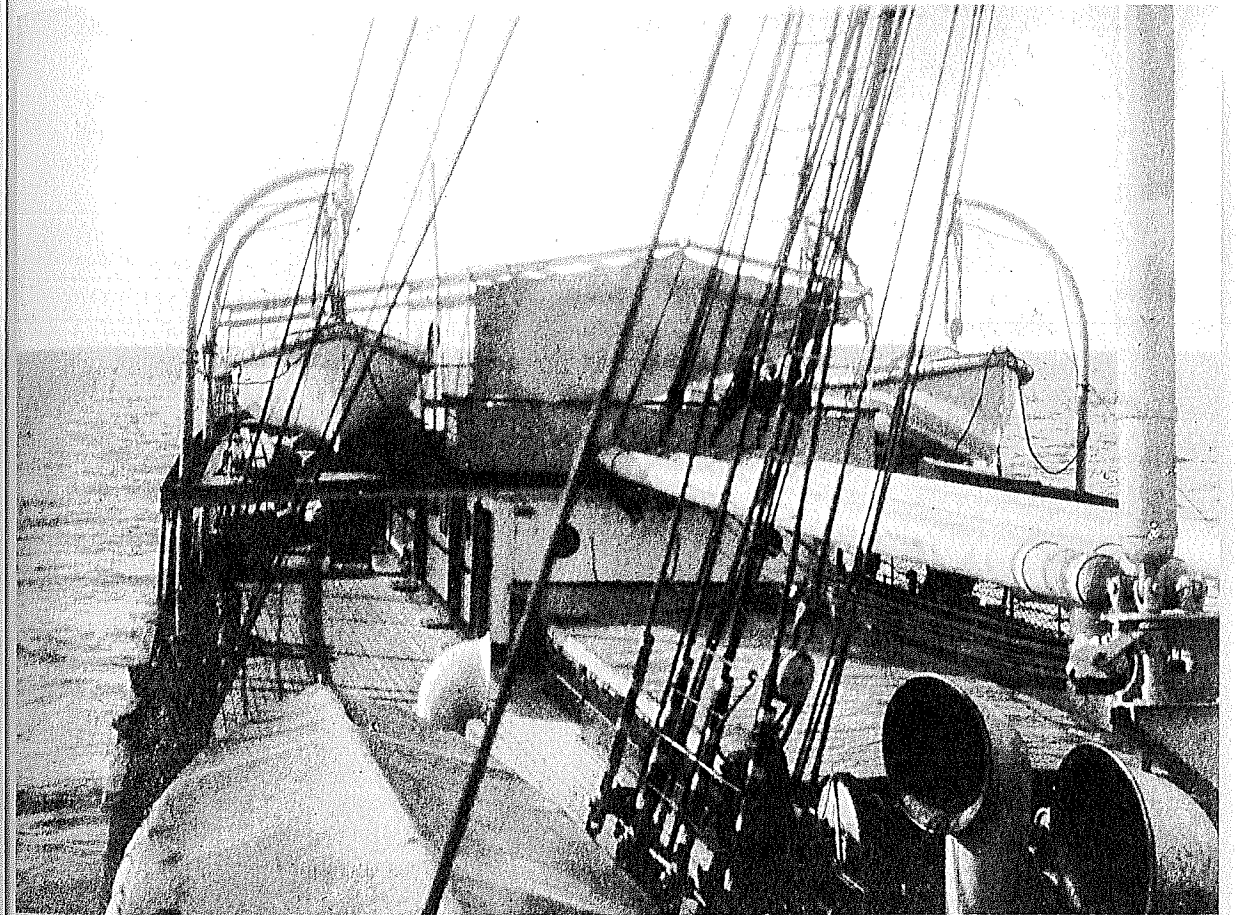
Lothar von Trothas Bemühungen gingen zunächst dahin, durch den «fachmännischen Ausbau der Etappenlinie» eine Verbindung zwischen den Abteilungen herzustellen und ihre Versorgung zu sichern, um schliesslich die ersehnte Entscheidung möglich zu machen. Teil der Vorbereitungen war auch der Bau von Lagern für bis zu 8000 Gefangene. Diese Kapazität entsprach der damals angenommenen Zahl feindlicher Krieger – auch das deutet darauf hin, dass eine

Ausrottung der ganzen Volksgruppe nicht von vornherein beabsichtigt war.

Der neue General fand bei seiner Ankunft eine ausgesprochen günstige Lage vor. Die OvaHerero hatten sich am Waterberg zusammengezogen, so dass es möglich schien, den Krieg auf einen Schlag zu beenden. Am 11. August 1904 liess Trotha 1500 Mann angreifen. Doch sein Plan scheiterte grandios. Wie die «alten Afrikaner» vorhergesagt hatten, verhinderte das dichte Buschgelände ein koordiniertes Zusammenwirken der Abteilungen. Von Westen her ging die eine zu ungestüm vor, während die von Osten heranrückende sich verirrt und zurückblieb, so dass den OvaHerero dort der Ausbruch gelang. Lothar von Trotha suchte die Schuld am Misserfolg nicht bei sich, sondern beim Kommandeur der Ostabteilung und stellte ihn – ergebnislos – vor ein Kriegsgericht.

Trotha befahl zwar umgehend die Verfolgung des Gegners, musste sie aber bereits nach wenigen Stunden einstellen, weil seine Truppen ohne Verpflegung waren. Trotz dem Ausbau der Etappenlinie fehlte es im entscheidenden Moment an allem. Während der General Siegesmeldungen nach Berlin telegraphierte, vertraute er seinem Tagebuch anderes an: «Es sieht so aus, als ob es mir zu viel wird» (13. August). Als die Verfolgung wieder aufgenommen wurde, hatten die OvaHerero schon 48 Stunden Vorsprung. Nicht weniger als sechs Wochen lang setzten ihnen die deutschen Truppen nach, und immer kamen sie mindestens einen Schritt zu spät. So auch am 28. September an einer Wasserstelle am Rand der Omaheke, eines wüstenartigen Gebiets, wo die Artillerie nur noch abziehende Staubwolken beschliessen konnte. Nicht ohne Bitterkeit resümierte Trotha am selben Tag: «Landschaftlich war das Gefecht sehr schön, militärisch 0.»

Seine Untergebenen erkannten früh, wie vergeblich die Verfolgung war, zumal Hunger, Durst und Krankheiten die deutschen Reihen lichteteten. Noch grösser war allerdings die Not der OvaHerero: Militärisch geschlagen und in mehrere Gruppen zerfallen, die nur noch um ihr nacktes Überleben kämpften, starben sie zu Tausenden. Doch für Trotha war die Verfolgung längst zur



«Heimreise», November/Dezember 1905. Was Trotha nach dem Krieg kümmerte, war nicht das Leiden und Sterben, sondern sein sozialer Abstieg nach dem Misserfolg als Kommandeur.

Obsession geworden. Er wollte sein Scheitern nicht wahrhaben und opferte der Illusion, die Scharte seines Versagens auswetzen zu können, ungezählte Menschenleben.

Zu neuen Befehlen liess er sich erst herbei, als die Operationen buchstäblich im Sande verlaufen waren: Ohne Wasser und Proviant konnten seine Truppen in der Omaheke keinen Schritt weiter. «Verfolgen tue ich nicht mehr. Basta», notierte Trotha am 29. September. «Ich habe es satt. Alle unsere Vorräte sind am Ende.» An eine Beendigung des Kriegs aus eigener Kraft war bis auf weiteres nicht zu denken. Zwar hatten die OvaHerero ihren Verfolgern nichts mehr entgegenzusetzen, aber sie entzogen sich jedem Gefecht.

Damit war eingetreten, wovor Leutwein gewarnt hatte: ein Verzweiflungskampf der OvaHerero, dessen Ende nicht abzusehen war. Eingesessene Offiziere wollten Friedensgespräche aufnehmen. Aber dazu war Trotha nicht bereit. «Ich verhandle nicht mit der Bande», betonte er am 9. Dezember. Je länger sich der Krieg hinzog, desto einsamer stand Trotha da mit seinem Glauben, alles andere als ein Sieg wäre ein Zeichen der Schwäche. Mehr noch: Ein Zusammenleben zwischen Deutschen und OvaHerero konnte er sich nur noch auf der Grundlage eines totalen Siegs vorstellen – oder gar nicht mehr.

Was das bedeutete, hatte Trotha schon Ende August angekündigt. Für den Fall, dass keine Aussicht mehr bestünde, sie einzuholen, wollte er die OvaHerero aus der Kolonie vertreiben, «in englisches Gebiet, und dann dort eine starke Grenzbesetzung lassen» (Eintrag vom 29. August). Der Fall trat Ende September ein, als seine Truppen nicht mehr weiterkonnten. So besetzten sie die letzten bekannten Wasserstellen am Westrand der Omaheke, um ein Zurückströmen der OvaHerero zu verhindern.

Trothas Macht reichte allerdings nicht bis an die Grenze. Er griff daher zu Drohungen, um sie zu vertreiben, zu «Terrorismus», wie er selbst es nannte. Durch exemplarische Akte der Grausamkeit an jenen, die er zu fassen bekam, signalisierte er den anderen, dass in der Kolonie kein Platz mehr für sie sei. In seinem berühmtesten *Aufruf an das Volk der Herero* vom 3. Oktober tat

er ihnen schliesslich kund, sie seien keine deutschen Untertanen mehr und hätten das Land zu verlassen. Andernfalls werde auf sie geschossen; Frauen und Kinder würden mit Gewalt von Wasserstellen vertrieben. Die OvaHerero waren für vogelfrei erklärt und hatten mit keiner Gnade mehr zu rechnen.

Schon im Lauf des Oktobers zeichnete sich ab, dass viele von ihnen die Grenze nicht erreichen würden und sich in der Omaheke auch nicht halten konnten. Trothas Massnahmen waren also dazu angetan, unzählige weitere Leben zu vernichten. Als er dennoch auf seinem Kurs bestand, überschritt der Feldzug endgültig die Schwelle zur Ausrottung: Zehntausende Vertriebene verdursteten auf der Flucht. Dass ihm das klar war, geht aus einem Schreiben an Leutwein vom 5. November hervor. Darin sprach Trotha unumwunden aus, dass die ganze «Nation» der OvaHerero «geschlossen» in ein Gebiet getrieben werde, wo sie «nicht mehr existieren und zu Grunde gehen» müsse. Er hoffte offenbar, mit den OvaHerero auch den Makel seines Versagens auszulöschen. Besiegen konnte er sie nicht mehr; die Vertreibung sollte den Zustand, der durch ihre Flucht eingetreten war, so umdeuten, als sei er das Ergebnis seines Willen.

Generalstabschef Schlieffen in Berlin durchschaute das, als er vom «Aufruf» erfuhr: Trothas Bericht vom 4. Oktober erreichte ihn nach Wochen auf dem Postweg. Wie er am 23. November an Reichskanzler Bernhard von Bülow schrieb, befürchtete er, Trotha mache sich mit seinen «entsetzlichen Drohungen» nur lächerlich, weil er «völlig ausser Stande [schien], den Hereros irgend ein Leid zu tun». Bülow fürchtete vor allem die internationale Presse. Sofort schrieb er an den Kaiser, die Kriegsführung stehe «im Widerspruch mit den Prinzipien des Christentums und der Menschlichkeit»; er bat um Erlaubnis, Trotha anzuweisen, den Aufruf zurückzunehmen. Nachdem sich Bülow und Schlieffen auf den Wortlaut verständigt hatten, ging der Befehl des Kaisers am 8. Dezember telegrafisch an Trotha.

Damit war der Völkermord aber nicht zu Ende. Berlin wies Trotha an, den OvaHerero, die überlebt hatten und sich ergaben, Aufnahme zu

gewähren. Doch was hatte mit ihnen weiter zu geschehen? Es war Reichskanzler Bülow, der – als Gegenentwurf zu Trothas Ausrottungsfeldzug – die Unterbringung in Lagern vorschlug. Das wirft ein bezeichnendes Licht darauf, wie man sich in Berlin eine weitere Koexistenz mit den OvaHerero vorstellte. In diesen Lagern fanden zwischen 1905 und 1908 nochmals Abertausende einen langen und qualvollen Tod. Der Kriegszustand wurde erst Ende März 1907 für beendet erklärt, die letzten Lager wurden im Jahr darauf geschlossen. Der Historiker Horst Drechsler geht davon aus, dass unter der deutschen Kolonialherrschaft 60 000 OvaHerero starben und nur ein Fünftel von ihnen überlebte.

Lothar von Trotha hatte sich durch den Befehl vom 8. Dezember brüskiert gefühlt und sofort seinen Abschied angekündigt. Der sollte aber erst ein Jahr später erfolgen. Militärisch blieb er glücklich; wegen einer Lappalie forderte er sogar Bülow zu einem Duell heraus, das der Kaiser mit einem Veto verhinderte. Und doch sah Berlin keine Veranlassung, ihn abzurufen. Schlieffen milderte den Kurswechsel durch Zugeständnisse so ab, dass Trotha bleiben konnte, ohne das Gesicht zu verlieren. Doch er resignierte. Die Tagebucheinträge wurden immer kürzer; auf der Heimreise, die er am 19. November 1905 antrat, notierte er täglich kaum mehr als ein paar Worte. Auf dem Marsch zur Küste beklagte ein Begleiter unzureichende Sicherheitsvorkehrungen. Trotzig notierte Trotha am 10. November: «Ich gehe offenen Visieres hier aus dem beschissenen Lande.»

Bei seiner Heimkehr überhäufte man ihn mit Ehrungen – doch nur, um ihn aus dem Dienst zu komplimentieren. Von den höchsten Kreisen wurde er gemieden. Umso mehr redete er sich bei öffentlichen Auftritten um Kopf und Kragen. Wie tief die Verbitterung sass, wird daran deutlich, dass ihn keines der Fotos, die nach der Heimkehr entstanden, in Uniform zeigt. So schwer der Entzug gesellschaftlicher Wertschätzung für Trotha persönlich wog, so wenig mag er den Hinterbliebenen der Opfer als angemessene Strafe gelten. Ob es ein «angemessen» geben kann angesichts eines Leids, das sich nicht ermassen lässt, muss offenbleiben. |G|



Weiterführende Literatur

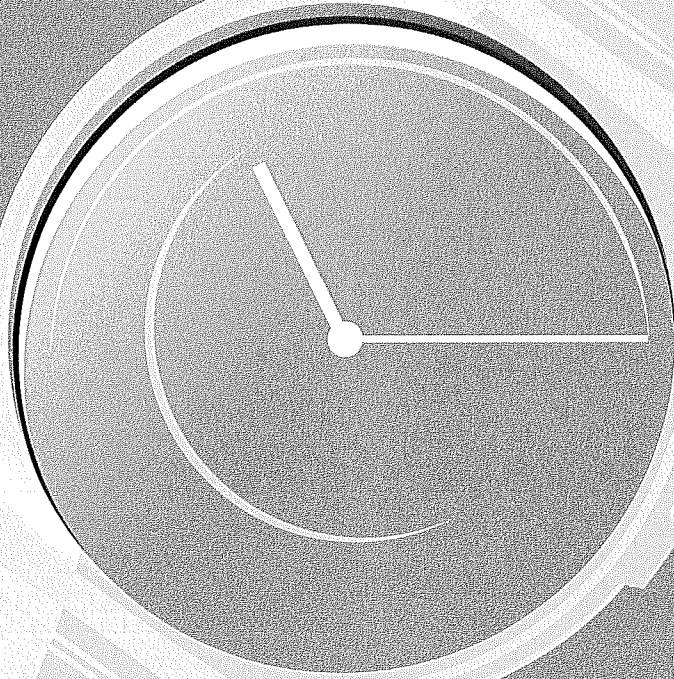
- Helmut Bley: Kolonialherrschaft und Sozialstruktur in Deutsch-Südwestafrika. Hamburg 1968.
 Pierre Bourdieu: Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Frankfurt am Main 1982.
 Medardus Brehl: Vernichtung der Herero. Diskurse der Gewalt in der deutschen Kolonialliteratur. München 2007.
 Charles Edward Callwell: Small Wars. Their Principles and Practice. Lincoln 1996 (erste Auflage 1896).
 Horst Drechsler: Südwestafrika unter deutscher Kolonialherrschaft. Der Kampf der Herero und Nama gegen den deutschen Imperialismus 1884–1915. Berlin 1966.
 Andreas Eckl: «'s ist ein übles Land hier». Zur Historiographie eines umstrittenen Kolonialkrieges. Tagebuchaufzeichnungen aus dem Herero-Krieg in Deutsch-Südwestafrika 1904 von Georg Hillebrecht und Franz Ritter von Epp. Köln 2005. (Neuaufgabe in zwei einzelnen Bänden 2021 beim Welwitschia-Verlag in Bochum.)
 Matthias Häussler: Der Genozid an den Herero. Krieg, Emotion und extreme Gewalt in Deutsch-Südwestafrika. Weilerswist 2018.
 Isabel V. Hull: Absolute Destruction. Military Culture and the Practices of War in Imperial Germany. Ithaca/London 2005.
 Trutz von Trotha: Koloniale Herrschaft. Zur soziologischen Theorie der Staatsentstehung am Beispiel des «Schutzgebietes Togo». Tübingen 1994.

Matthias Häussler, Jahrgang 1977, ist Historiker und Philosoph. Er arbeitet am Institut für Diaspora- und Genozidforschung an der Ruhr-Universität Bochum in Deutschland. Dort erforscht er gemeinsam mit Andreas Eckl den Nachlass von Lothar von Trotha.



Andreas Eckl, Jahrgang 1968, ist Afrikanist und Herausgeber des *Journal of Namibian Studies*. Mit Matthias Häussler arbeitet er in Bochum im Projekt «Text- und Bildnarrativ eines Genozids» an einer kritischen Edition von Trothas schriftlichen und fotografischen Zeugnissen.

GESCHICHTE



Der Mensch am Limit

Seit wann läuft uns die Zeit davon?

Rückstau

Wer darf durch und wer nicht? An der Grenze wird erfasst und sortiert

6

Völkermord

Als Lothar von Trotha in Deutsch-Südwestafrika den Vernichtungsbefehl erteilte

48

Expedition

1776 wagen sich ein Forscher und ein Maler ins Lauterbrunnental

72